

Schule macht Museum

Die Teilhabe von Jugendlichen bei der Neukonzeption einer Dauerausstellung im Jüdischen Museum in Rendsburg

Weltweit entstehen immer mehr Institutionen und Museen, die sich der Vermittlung von jüdischer Geschichte und Kulturen widmen. Auch in Deutschland gibt es seit den 1980er-Jahren diese Entwicklung. Während dabei in den letzten drei Jahrzehnten der Fokus oft auf der Geschichte der lokalen jüdischen Gemeinschaft lag, weiten viele Institutionen heute ihren Blick auf eine gesamte Region oder nationale Entwicklungen. Das gilt nicht nur für neugegründete Einrichtungen, sondern auch für bestehende, die sich weiterentwickeln.¹

Das Jüdische Museum in Rendsburg geht ähnliche Schritte. 1988 als Rendsburger Stadtmuseum gestartet, betont es heute als Teil der Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen Schloss Gottorf seinen landesweiten Anspruch.²

Diesem will es durch die Neukonzeption der historischen Dauerausstellung noch weiter gerecht werden. Das kann nach Ansicht der Museumsverantwortlichen nur durch die Umsetzung eines umfassenden partizipativen Konzepts gelingen. Dieses wird in Ansätzen in diesem Arbeitsbericht vorgestellt. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Teilhabe von Jugendlichen am Prozess der Neukonzeption. Zunächst werden kurz die Vor- und Rahmenbedingungen der Neukonzeption erläutert, bevor erste Überlegungen zur neuen Ausstellung und zur Partizipation sowie zu unserem Projekt ›Schule macht Museum‹ vorgestellt werden. Der Bericht schließt mit ersten Projektergebnissen.

Das Jüdische Museum befindet sich seit einigen Jahren in einem Prozess der Neuauftstellung. Nachdem bereits 2014 die Dauerausstellung zur jüdischen Religion und Identität erneuert wurde, folgte ab 2016 ein Projekt zur Entwicklung von zielgruppen-

1 Mirjam Wenzel, Dritte Orte. Warum Jüdische Museen umstritten und relevanter denn je sind, in: *Jalta* 7 (2020), 43–49, hier 43.

2 2018 wurde das Haus daher von ›Jüdisches Museum Rendsburg‹ in ›Jüdisches Museum‹ umbenannt.

» Das Werk ist unter der Creative Commons-Lizenz Namensnennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

orientierten Vermittlungsprogrammen. Das momentane Projekt der Neukonzeption der historischen Dauerausstellung hat im Sommer 2020 begonnen, nachdem in den Jahren vorher ein grobes Konzept entwickelt und Drittmittel eingeworben wurden. Die Ausstellung zur Geschichte der Jüdinnen*Juden in Schleswig-Holstein, die im Erdgeschoss der ehemaligen Talmud-Tora-Schule untergebracht war, soll durch eine zeitgemäße und zielgruppenorientierte Ausstellung ersetzt werden. Es ist geplant, die gesamte Fläche der ehemaligen Talmud-Tora-Schule, die mit 240qm überschaubar ist, für eine Ausstellung zur Geschichte und Gegenwart der Jüdinnen*Juden in Schleswig-Holstein zu nutzen. Das bedeutet gleichzeitig, dass die Ausstellung zur Kunst von als jüdisch Verfolgten, die bisher im Obergeschoss zu sehen gewesen ist, nicht mehr gezeigt werden wird.³ Das hängt auch damit zusammen, dass der bisherige Kunstschaerpunkt des Hauses die Erwartungen der Besuchenden nicht erfüllt hat. Die Abteilung wurde nur selten gezielt nachgefragt und von Schulgruppen meist nicht besucht. Das bestätigte auch eine Marketinganalyse der Hochschule der Westküste in Heide: Das Jüdische Museum wurde von Besuchenden in erster Linie als Museum zur jüdischen Geschichte, Religion und Kultur wahrgenommen.⁴ Die Abteilung zu verfolgten Künstler*innen wurde oft gar nicht erwähnt. Gewünscht wurde dagegen die Möglichkeit einer altersgerechten Auseinandersetzung mit der Shoah.⁵

Die historische Ausstellung von 2003

Die zum Zeitpunkt der Marketinganalyse bestehende historische Dauerausstellung wurde 2003 eröffnet und war die erste museale Dauerausstellung zur Geschichte von Jüdinnen*Juden in Schleswig-Holstein.⁶ Besuchende nahmen sie als zu textlastig wahr. Mediale Vielfalt und inklusive Zugänge fehlten vollständig. Die einsprachige Ausstellung setzte sehr viel Vorwissen voraus. Viele Tafeln waren ohne Kontext- oder

3 Die umfangreiche Kunstsammlung des Jüdischen Museums wird in Zukunft in Sonderausstellungen sowohl im Jüdischen Museum als auch an anderen Standorten der Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen Schloss Gottorf zu sehen sein.

4 regioMAR –Institut für regionale Marketing, Forschung und Beratung: Marketingkonzept für zwei Museen der Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen - Jüdisches Museum in Rendsburg und Eisenkunstgussmuseum in Büdelsdorf, März 2017, S.284.

5 ebd., S.441-443.

6 Es ist zu beachten, dass bei der Konzeption dieser Ausstellung andere erinnerungspolitische Bedingungen und museale Standards galten, als dass heute der Fall ist. Das spiegelt sich einerseits in der damaligen personellen Ausstattung des Museums wider. Andererseits war die museale Sammlung damals noch sehr klein. Außerdem existierte noch keine umfassende Untersuchung zur jüdischen Geschichte in Schleswig-Holstein.

Vorwissen nicht zu verstehen.⁷ Persönliche Geschichten von Jüdinnen*Juden fehlten. Die Ausstellung richtete sich in erster Linie an ein kulturerfahrenes und historisch interessiertes Publikum. Die jüdische Geschichte nach 1945 wurde nur sehr rudimentär vermittelt, so dass bei vielen Besuchenden, insbesondere bei Jugendlichen, der Eindruck entstand, dass es heute kein jüdisches Leben in Schleswig-Holstein mehr gibt. Diese Wahrnehmung wirkte sich auch auf die Betrachtung der restlichen Abteilungen im Haus aus. Die Abteilung zur jüdischen Religion und Kultur erweckte im Zusammenspiel mit der bisherigen historischen Ausstellung bei vielen Besuchenden den Eindruck, als seien die Feste und Riten etwas, das vor 1945 an diesem Ort stattgefunden habe, aber heute nicht mehr praktiziert werde. Ein Bezug zu jüdischen Gegenwartsn in Schleswig-Holstein war nicht vorhanden.

Diese Punkte sind insbesondere deswegen bedenklich, da jüdische Gegenwartskultur in ganz Deutschland – und das gilt insbesondere auch für Schleswig-Holstein – nach wie vor wenig sichtbar ist. Das bedeutet, dass Jüdische Museen deutungsmächtige Positionen bezüglich der Vorstellungen und Bilder von Jüdinnen*Juden und jüdischer Kultur innehaben. Dabei ist auch zu beachten, dass alles was in einem Museum gezeigt wird, sofort verdinglicht wird. Das heißt, es verliert seinen Subjektstatus und wird zum Objekt, in diesem Fall zum Ausstellungsobjekt. Das ist bei Angehörigen von marginalisierten Gruppen besonders schwerwiegend, da sie oftmals von der Mehrheitsgesellschaft nach bestimmten Kategorien bewertet werden, die auf Stereotypen und Vorurteilen beruhen. Diese spezifischen Wahrnehmungen sollten nicht unbewusst reproduziert und damit zusätzlich tradiert werden. Es ist wichtig, dass Gestaltende in Jüdischen Museen sich dieser Deutungsmacht bewusst sind, denn für viele Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft stellt der Besuch eines Jüdischen Museums der einzige Berührungs punkt mit dem Judentum dar.

Des Weiteren haben sich auch die Fragestellungen, mit denen Besuchende heute in ein Jüdisches Museum gehen, verändert. In der zukünftigen Ausstellung werden daher Themen, wie Flucht und Migration, der gesellschaftliche Umgang mit Antisemitismus und Rassismus, die Handlungsspielräume von Jüdinnen*Juden in Geschichte und Gegenwart, Identitäts- und Geschichtspolitik und jüdische Gegenwartsn in einer pluralen Gesellschaft im Fokus stehen. Die Besuchenden, die in der Mehrheit nicht-jüdisch sind, sollen inklusiv und diversitätssensibel zu einem Nachdenken über die eigene Geschichte und die eigene Position innerhalb der gegenwärtigen Gesellschaft angeregt werden. Dazu gehört auch die Reflexion des gesellschaftlichen Umgangs mit Geschichte sowie der Wahrnehmung der heutigen Gesellschaft.

7 Dazu gehörte beispielsweise die Vitrine zu schleswig-holsteinischen Rabbinern, die Fotos, Lebensdaten, Namen und Veröffentlichungen der Personen zeigte. Informationen dazu, was ein Rabbiner ist und welche Rolle er in der jüdischen Gemeinschaft spielt, waren jedoch nicht vorhanden.

Neukonzeption – wohin soll es gehen?

Über die Rolle und die Aufgaben von Jüdischen Museen wird deutschland- und europaweit häufig diskutiert.⁸ Mirjam Wenzel, die Leiterin des Jüdischen Museum Frankfurt definiert sie als einen »Dritten Ort [...] der zwischen jüdischer Gemeinschaft und christlich geprägter Gesellschaft, zwischen sich kulturell, traditionell oder familiär als jüdisch verstehenden Menschen und Agnostiker*innen, bekennenden oder latenten Christ*innen, Angehörigen anderer Traditionen, Überzeugungen und Kulturen vermittelt«.⁹

Dieser Definition folgend wird auch das Jüdische Museum in Rendsburg in der Zukunft noch stärker eine Vermittlerrolle einnehmen. Die Hauptadressat*innen werden dabei Jugendliche sein, die im Rahmen des Schulunterrichts das Museum besuchen. Da das Jüdische Museum in Rendsburg der einzige Ort in Schleswig-Holstein ist, an dem jüdische Geschichte, Gegenwart, Religion und Identität museal verhandelt wird, soll es noch mehr als bisher zentraler außerschulischer Lernort für Schleswig-Holstein werden.

Darüber hinaus hat das Team des Jüdischen Museums eine Vision formuliert, die der Maßstab für die derzeitige konzeptionelle Arbeit ist. Neben der Vermittlung der oben genannten Themen, ist es unser Ziel, eine farbenfrohe, partizipative und interaktive Ausstellung zu schaffen, die jüdische Geschichte und jüdisches Leben innovativ und kreativ und vermittelt. Die neue Ausstellung soll inklusiv, diversitätssensibel und vermittlungsorientiert werden, ohne dabei den wissenschaftlichen Anspruch zu verlieren. Da wir uns mitten im Prozess der konzeptionellen Arbeit befinden, soll an dieser Stelle nicht weiter auf die zukünftige Ausstellung eingegangen werden. Vieles hat bislang noch einen vorläufigen Charakter und wird erst in den kommenden Wochen entschieden.

Partizipation

In vielen Institutionen ist es mittlerweile die Regel, sich zu bestimmten Fragen, wie beispielsweise der Inklusion, extern beraten zu lassen. Es gehört jedoch keinesfalls zum Standard, verschiedene Interessensgruppen auf Augenhöhe in den Prozess einer Neukonzeption einzubinden. Dieses Vorgehen bietet jedoch trotz des großen zusätzlichen Arbeits- und Organisationsaufwandes enorme Chancen, nicht nur für die zu konzipierende Ausstellung selbst, sondern auch für das Jüdische Museum als Institution. So kann sich nicht nur die geplante Ausstellung, sondern das gesamte Mu-

8 Vgl. *Hanno Loewy, Sind Jüdische Museen »jüdisch«?* Essay, in: bpd.de, 11.5.2021, <https://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/juedischesleben/328958/juedische-museen> (letzter Zugriff: 8.8.2022).

9 Wenzel, Dritte Orte (wie Anm. 1), 49.

seum als ›lernende‹ Institution durch die Arbeit an diesem Projekt weiterentwickeln: »Ernstgemeinte partizipative Prozesse verschieben Entscheidungsgefüge und damit etablierte Autoritätsansprüche, da mit der Abgabe von Steuerungs-, Deutungs- und Repräsentationsmacht an Gesellschaft bzw. Communities die jeweils zugeschriebene Expertise zur Debatte steht. In diesem Sinne ist Partizipation in Bezug auf institutionelle Strukturen wie Entscheidungsgefüge, Kommunikationswege, neue Bildungsformate und Repräsentation immer etwas partiell Subversives, was auf längere Sicht zu transformativen Prozessen im Sinne der Öffnung der Einrichtung führen mag.«¹⁰ Unterstützend ist dabei ein verändertes Bild auf unsere Besuchenden. Sie sind für uns keine reinen Rezipient*innen, die im Museum Wissen vermittelt bekommen. Stattdessen nehmen wir sie als Expert*innen des Alltags ernst und beziehen ihre Meinungen, Ansichten und Erfahren bei der Neukonzeption mit ein.¹¹ Dieser Prozess hat bereits 2018 begonnen, als wir unsere Besuchenden im Rahmen einer partizipativen Jubiläumsausstellung zum 30-jährigen Bestehen des Museums fragten: Wozu ein Jüdisches Museum heute? Wir sind überzeugt davon, dass das Jüdische Museum in Rendsburg nur gesellschaftliche Relevanz haben kann, wenn wir eine vielfältige Mitbestimmung und Teilhabe ermöglichen.

Es ist jedoch zu beachten, dass für Jüdische Museen dabei andere Voraussetzungen gelten, als für historische Museen oder andere Orte der kulturellen Bildung. Das gilt hauptsächlich wegen der besonderen Perspektive, die Nichtjüdinnen*-juden in der Bundesrepublik, aufgrund der Shoah und des gesellschaftlichen Umgangs damit, auf Jüdinnen*Juden haben. Es erscheint nicht sinnvoll, ein solches Museum komplett zu öffnen und Lai*innen zu überlassen. Auch mit Blick auf den kontinuierlich allgegenwärtigen Antisemitismus ist es notwendig, Partizipations- und Kommentierungsmöglichkeiten in einem Jüdischen Museum immer mit einer Filterfunktion zu versehen. Jüdische Museen in Deutschland sind daher auch niemals neutral, sondern höchst politische Orte. Das gilt für das Rendsburger Museum nicht zuletzt auch, weil es gleichzeitig Gedenkort ist und somit Akteur einer gegenwärtigen Geschichts-, Erinnerungs- und Identitätspolitik.

Zu beachten ist außerdem, dass sich das Museum im ehemaligen Gemeindezentrum der Jüdischen Gemeinde Rendsburg, die heute nicht mehr existiert, befindet. Alle Überlegungen zu Vermittlungs-, Ausstellungs- und Veranstaltungsprogrammen müssen immer von Fragen zur Pietät und Würde geprägt sein. Welches Verhalten ist dort an-

10 David Zolldan, Teilhabe inklusive? Zur diversitätsbewussten Öffnung der Gedenk- und Bildungsstätte, in: Elke Gryglewski/Hans-Christian Jasch/David Zolldan (Hrsg.), *Design für alle. Standard? Experiment? Notwendigkeit? Das Making of zur 3. Dauerausstellung*. Berlin 2021, 113–123, hier 115.

11 Vgl. Susanne Gesser u.a., *Das partizipative Museum*, in: dies. (Hrsg.), *Das partizipative Museum. Zwischen Teilhabe und User Generated Content. Neue Anforderungen an kulturhistorische Ausstellungen*. Bielefeld 2012, 10–18, hier 11.

gemessen? Wie wollen wir gedenken? Wie sprechen wir über die Shoah? Wie viel Raum nimmt die Shoah ein? Welche Aspekte jüdischer Geschichte(-n) werden erzählt? Wo liegen die Schwerpunkte der Erzählung? An wen richtet sich das Angebot? Welche Perspektiven werden eingenommen? Wie transparent wird der Entstehungsprozess der neuen Ausstellung gemacht? Wie gehen wir mit tradierten Narrativen um, die im engen Zusammenhang zur bundesdeutschen Schuld- und Schamabwehr stehen? All diese Bedingungen beeinflussen die kuratorischen Überlegungen sowie die Möglichkeiten der partizipatorischen Arbeit im Jüdischen Museum stark. Daher kommunizieren wir sie allen, am Prozess der Neukonzeption Beteiligten und diskutieren mit ihnen, welche Auswirkungen sie auf die Möglichkeiten zur Teilhabe aus unserer Sicht haben.

Schwerpunkt unserer partizipativen Arbeit ist die Kooperation mit insgesamt drei Fokusgruppen.¹² Als ein nichtjüdisches Team ist uns dabei besonders wichtig jüdische Perspektiven in die Neukonzeption einzubeziehen. Vor diesem Hintergrund sind wir außerordentlich froh, dass wir Vertreter*innen jüdischer Institutionen aus Schleswig-Holstein für die Zusammenarbeit gewinnen konnten, die bereit sind, unser Konzept kontinuierlich zu reflektieren. Gleichzeitig können wir unserem Selbstverständnis nach die oben beschriebene Vision nur verwirklichen, wenn wir für die Neukonzeption auch diejenigen einbeziehen, die die Ausstellung später nutzen sollen. Daher partizipieren Jugendliche innerhalb einer Fokusgruppe aktiv an dem Prozess der Ausstellungsentwicklung. Die dritte Fokusgruppen besteht aus Vertreter*innen verschiedener Interessensorganisationen von Menschen mit Behinderung, um das Museum und die Ausstellung so inklusiv wie möglich zu gestalten.¹³ Die Mitglieder aller drei Fokusgruppen werden als Expert*innen systematisch eingebunden. Ihre Rückmeldungen werden konsequent in den Konzeptionsprozess der Ausstellung einbezogen. Die Partizipation der verschiedenen Fokusgruppen bezieht sich, wenn auch in unterschiedlicher Art und Weise, eher auf die Präsentation und die konkreten Zugänge zur Ausstellung. Es geht weniger um eine dauerhafte Mitarbeit an der Erarbeitung des inhaltlichen Narrativs oder der Auswahl von Exponaten. Eine Ausnahme bildet die Fokusgruppe der jüdischen Institutionen, die bei der Erarbeitung des Narrativs zur jüngsten Vergangenheit und zur Gegenwart beteiligt ist. Wie die Zusammenarbeit mit den Jugendlichen gestaltet wird, soll im Folgenden näher dargestellt werden.

12 Neben den drei Fokusgruppen existiert außerdem ein Wissenschaftlicher Beirat, der das Team berät. Zudem sucht das Museumsteam immer wieder den Austausch mit Kolleginnen und Kollegen aus anderen Museen sowie Expert*innen zu verschiedenen Themen auch aus dem außermusealen Umfeld.

13 Unser Museum wird aufgrund der Gegebenheiten des historischen Gebäudes niemals komplett barrierefrei werden. Im Rahmen der Neugestaltung sollen jedoch möglichst viele vorhandene Barrieren abgebaut und ein gleichberechtigter Zugang zu unseren Inhalten/Ausstellungen ermöglicht werden.

Das Projekt ›Schule macht Museum‹

Für das Team war schnell klar, dass die Neukonzeption der Ausstellung nicht ohne die Unterstützung der Hauptzielgruppe der Jugendlichen umgesetzt werden kann. Durch ihren Einbezug sollen unter anderem altersgerechte Zugänge zu den Themen der Ausstellung geschaffen und für Jugendlichen interessante Fragestellungen identifiziert werden.

Wir diskutierten im Team verschiedene Partizipationsmöglichkeiten, wie beispielsweise einen Beirat, bestehend aus Jugendlichen oder auch Plätze für Jugendliche in unserem Wissenschaftlichen Beirat. Letztendlich entschieden wir uns jedoch dafür, Schüler*innen über den Schulunterricht einzubinden. Dieser Weg erschien uns am geeignetesten, um Verlässlichkeit und Kontinuität zu gewährleisten und möglichst viele verschiedene Schüler*innen teilhaben zu lassen. Diese Rahmenbedingungen sind für ein solches Projekt unerlässlich. Des Weiteren hofften wir über die Lehrkraft schnell eine Vertrauensbasis zu den Teilnehmenden aufzubauen. Durch die Anbindung an die Institution Schule sollte außerdem der Mehrwert der Angebote für den Schulunterricht direkt diskutiert werden. Durch die Zusammenarbeit mit der Lehrkraft erhofften wir uns eine Entlastung des Museumsteams.

Nachdem wir uns für diese Form der Partizipation entschieden hatten, konnten wir einen Geschichtslehrer des Gymnasium Heide-Ost für eine Kooperation gewinnen, der uns bereits durch andere gemeinsame Projekte bekannt war. Ursprünglich war geplant, dass eine elfte Klasse sowie eine Geschichts-AG einbezogen werden. Aufgrund der COVID-19-Pandemie mussten wir die Gruppe jedoch deutlich verkleinern, so dass nur die Geschichts-AG das Projekt begleitet. Die Schüler*innen sind aus den Klassenstufen acht bis zwölf des Gymnasiums. Einige Teilnehmende gehen auf die Gemeinschaftsschule in Heide und nehmen aufgrund einer Kooperation zwischen den beiden Schulen an der Geschichts-AG teil. Die Mitglieder der Gruppe sind größtenteils gleichbleibend. Es werden durch den Lehrer aber auch immer wieder neue Interessenten für die AG gewonnen, während andere Schüler*innen inzwischen ihr Abitur gemacht und die Schule verlassen haben. Die Geschichts-AG findet am Freitagnachmittag, also in der Freizeit der Jugendlichen statt.

Projektverlauf

Der Projektstart war im Herbst 2020.¹⁴ Mit der Methode des ›Design Thinking‹ wurden mit den Schüler*innen ›Probleme‹ einer historischen Ausstellung im Jüdischen Museum identifiziert und Lösungen entwickelt. Wir wählten diese Methode, da sie einen

14 Das Projekt läuft bis zur Eröffnung der neuen Dauerausstellung, die für das Frühjahr 2023 geplant ist.

Raum für innovative Ideen öffnet und Partizipation ermöglicht. Das ›Design Thinking‹¹⁵ gibt einen iterativen und ergebnisoffenen Prozess vor, der multiperspektivisch und nutzer*innenzentriert abläuft. Ein wichtiges Merkmal der Methode ist, dass das Problem, für das eine Lösung entwickelt werden soll, nicht im Vorfeld feststeht. Stattdessen können die Schüler*innen im Laufe des Prozesses Probleme und Bedürfnisse von Museumsbesuchenden identifizieren und selbst entscheiden, für welches sie eine Lösung entwickeln möchten.

Durch die COVID-19-Pandemie war es leider nicht möglich, das Projekt wie geplant umzusetzen. Es fand zwar Anfang November 2020 ein erster Projekttag mit der Geschichts-AG im Gymnasium in Heide statt, jedoch kam es kurz danach zu einer mehrmonatigen Schließung der Schulen. Unser Bemühen, die Methoden des ›Design Thinking‹ ins Digitale zu verlagern, funktionierte nur rudimentär. Dies lag zum einen an der sich noch im Aufbau befindenden Arbeitsstruktur und Vertrauensbasis mit den Schüler*innen und zum anderen an der schwierigen Übersetzung kreativer Prozesse ins Digitale, bei der das Museumsteam wenig Vorerfahrung hatte.

Glücklicherweise hatte der eine Projekttag in Präsenz eine gute Grundlage für den weiteren Verlauf des Projekts gelegt. Der Lehrer hatte im Vorfeld dieses Tages zu abgesprochenen Themen bereits inhaltlich mit den Schüler*innen gearbeitet. So konnten wir den Tag nutzen, um uns gemeinsam der Institution Museum zu nähern, für Inklusion und Barrierefreiheit zu sensibilisieren, unser Ausstellungskonzept vorzustellen und erste Erfahrungen mit der Methode ›Design Thinking‹ zu ermöglichen. Unter anderem haben die Schüler*innen sich als Expert*innen gegenseitig zu ihren eigenen Erfahrungen beim Besuch von Museen interviewt. Sehr schnell wurde deutlich, dass die Gruppe eher aus museums- und kulturaffinen Jugendlichen besteht. Damit also nicht unbedingt das Klientel widerspiegelt, das im Rahmen des Schulunterrichts das Jüdische Museum besucht.¹⁶

Der erste Workshop wurde von den Jugendlichen sehr positiv bewertet. Sie haben sich gefreut, eine andere Arbeits- und Denkweise als sonst in der Schule üblich kennenzulernen. Das sehr positive Feedback der Jugendlichen sowie deren hohe Motivation ist seit diesem Tag gleichgeblieben.

In den folgenden Wochen haben die Jugendlichen weitere Interviews im Familien- und Freund*innenkreis geführt, um Bedürfnisse verschiedener Zielgruppen im Museum zu identifizieren. Des Weiteren haben sie eigene Recherchen zu Angeboten und

15 Vgl. zum Thema Design Thinking Annie Kerguenné/Hedi Schaefer/Abraham Taherivand, *Design Thinking: Die agile Innovations-Strategie*. Freiburg 2022.

16 Es wäre wünschenswert gewesen Jugendliche anderer Schulformen, bzw. aus anderen Teilen Schleswig-Holsteins einzubeziehen, um eine größere Diversität zu gewährleisten. Wir hätten auch gerne jüdische Jugendliche dabei gehabt. Beides war jedoch teils aus den oben beschriebenen, teils aus anderen Gründen nicht möglich.

Ausstellungen in anderen Museen durchgeführt. Parallel setzten sie sich mit verschiedenen inhaltlichen Positionen zur jüdischen Geschichte und Gegenwart auseinander. Unter anderem fand ein digitaler Termin mit dem Projekt ›Meet a Jew‹ statt, um eine Begegnung mit Jüdinnen*Juden zu ermöglichen und die Gegenwartsrelevanz der Themen der neuen Ausstellung zu verdeutlichen. Mit Hilfe verschiedener Methoden hatten die Jugendlichen immer wieder die Möglichkeit, ihre eigenen Perspektiven zu reflektieren und ihren Blick auf die Anforderungen an Museen und Ausstellung zu erweitern.

Im weiteren Verlauf einigten die Jugendlichen sich in Gruppen auf ein von ihnen identifiziertes Bedürfnis von Museumsbesuchenden, zu dem sie eine Lösung entwickeln wollten. Über die Entwicklung von sogenannten ›Personas‹ wurden diese Bedürfnisse von ihnen spezifiziert, um zielgruppengerechte Angebote zu entwickeln.

Trotz des Einsatzes verschiedener digitaler kollaborativer Tools hat sich gezeigt, dass die weitere Umsetzung des Projekts via Videokonferenz sowohl das Museums-team als auch die Schüler*innen überfordert hat. Die Offenheit des Prozesses in der Arbeit mit der Methode des ›Design Thinking‹ war für dieses Projekt nicht geeignet, um unter diesen Bedingungen zu arbeiten. Um dennoch ein Ergebnis für das Museum und ein Erfolgserlebnis für die Schüler*innen zu generieren, die die AG mit dem Ende des Schuljahrs 20/21 verlassen haben, wurde mithilfe einer museumseigenen Methode von den Jugendlichen eine Vermittlungsstation in Gruppen erarbeitet. Der Lehrer leitete diesen Prozess nach Rücksprache mit uns an. Die drei Gruppen entwickelten Stationen zur Vermittlung des jüdischen Kalenders und der jüdischen Zeitrechnung, zur Bedeutung der jüdischen Gemeinschaft in der Diaspora anhand des Feierns des Pessachfestes sowie zur Vielfalt jüdischer Gegenwart. Die Themen dieser Stationen entstanden aus der vorherigen Arbeit mit den Methoden des ›Design Thinking‹. Mit diesen ersten Ergebnissen endete die erste Phase des Projekts.

Der zweite Teil der Zusammenarbeit, der nach den Sommerferien 2021 beginnen konnte, startete zur Freude aller mit einem Workshop vor Ort im Museum. Gemeinsam mit dem Gestaltungsbüro whitebox aus Dresden und Vertreter*innen der jüdischen Gemeinden in Schleswig-Holstein entwickelten die Jugendlichen konkrete Umsetzungsideen für die Ausstellung. Seitdem finden die Termine abwechselnd im Museum oder in der Schule statt. Die Jugendlichen setzen sich mit den Gestaltungsentwürfen des Gestaltungsbüros auseinander, geben uns Rückmeldungen dazu oder entwickeln die vorhandenen Ideen weiter.

In den folgenden Monaten ist es geplant, die Schüler*innen in die Erarbeitung von Inhalten einbeziehen. Weitere Zusammentreffen mit den jüdischen Gemeinden sowie die Testung von Ausstellungselementen sind geplant. Aufgrund des jetzigen Standes der COVID-19-Pandemie ist jedoch nicht absehbar, wie das Projekt in 2022 weiter umgesetzt werden wird.

Erste Beobachtungen und Ergebnisse

Es ist trotz Videokonferenzen, Masken und Abstand gelungen, eine Vertrauensebene zwischen den verschiedenen Beteiligten aufzubauen, die ein Arbeiten auf Augenhöhe ermöglicht. Die Treffen sind von einem sehr konstruktiven Miteinander geprägt, das ein Lernen auf beiden Seiten ermöglicht. Hilfreich ist dabei sicherlich auch die lange Projektlaufzeit. Es ist uns gelungen, die Grundhaltung des Museumsteams als Lernende und an einem echten Austausch Interessierte authentisch zu vermitteln. Die Jugendlichen fühlen sich als Expert*innen ernst genommen und teilen unbefangen ihre Gedanken, Fragen und Ideen mit uns. Dazu hat sicherlich auch beigetragen, dass es bei jedem Workshop verschiedene Möglichkeiten der Beteiligung gibt, so dass auch Schüler*innen, die in der Gruppendiskussion nicht so viel sagen mögen, ihre Gedanken mitteilen können. Der Wissensaustausch innerhalb der Gruppe scheint auch durch die Unterstützung des Lehrers gut zu funktionieren. Die Jugendlichen, die von Anfang an dabei waren, beziehen die neuen Teilnehmenden ein und vermitteln ihnen genügend Grundlagen, um aktiv am weiteren Prozess zu partizipieren.

Die Jugendlichen verfügen mittlerweile über ein breites Wissen zur jüdischen Geschichte und jüdischen Gegenwart. Zu Beginn der Zusammenarbeit war das noch anders. Wie die meisten Menschen in Schleswig-Holstein kannte keiner der Teilnehmenden eine jüdische Person. Alle hatten ein sehr einseitiges Bild von Jüdinnen*Juden. Das erstaunt nicht, da in der deutschen Gesellschaft jüdisches Leben weder multiperspektivisch vermittelt noch wahrgenommen wird. Jüdinnen*Juden oder vielmehr ›den Juden‹ als symbolische Gruppe kommt in der Bundesrepublik seit 1945 eine sehr spezifische Rolle zu. Ob Jüdinnen*Juden in Deutschland leben, gilt als der politische Gradmesser dafür, wie ernst das Land es mit der Aufarbeitung des Nationalsozialismus und mit der Erinnerung an die Shoah nimmt. In dieser Rolle waren und sind ›die Juden‹ als symbolische Gruppe allerdings öffentlich äußerst präsent, während einzelne Jüdinnen*Juden kaum sichtbar sind. Das führt unter anderem dazu, dass sie häufig – und auch in der Schule und in Schulbüchern - auf die Themen Shoah, Antisemitismus und Israel reduziert werden. Die über Jahrhunderte andauernde Geschichte von schleswig-holsteinischen Jüdinnen*Juden wird im Schulunterricht in der Regel nicht vermittelt und wenn sie vorkommt, dann häufig aus der Perspektive der Fremdbestimmung.

Dieses einseitige Bild von Jüdinnen*Juden passt nicht zur wirklich vorhandenen Pluralität jüdischen Lebens in Deutschland und musste von uns in der Arbeit mit den Jugendlichen zunächst gebrochen werden. Hilfreich war dabei die vielfältige Berichterstattung, die im Jubiläumsjahr ›1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland‹ in 2021 breitere Perspektiven auf jüdisches Leben ermöglichten. Zu diesen Perspektiven gehören beispielsweise auch die Geschichten der Zuwanderung von Jüdinnen*Juden seit 1991, die den

Schüler*innen gänzlich unbekannt waren. Gleichzeitig haben wir uns kritisch mit dem Bild über jüdisches Leben in Deutschland heute auseinandergesetzt: Wie wird dieses Bild medial erzeugt und welche Ursachen haben diese Darstellungsweisen? Den Jugendlichen wurde vermittelt, dass die mediale Darstellung von Jüdinnen*Juden oft sehr einseitig und zudem mit bestimmten Annahmen und Intentionen verbunden ist. Sie sind in der Lage diese konstruierten Wirklichkeiten ein Stück weit zu dekonstruieren und zu hinterfragen.

Wie oben beschrieben ist mit den Jugendlichen ein Austausch auf Augenhöhe möglich. Das ist keine Selbstverständlichkeit. Die in Deutschland über Generationen »eingeübte« Erinnerungskultur und das Problem der sozialen Erwünschtheit erschweren die Vermittlungsarbeit im Jüdischen Museum häufig. Die Jugendlichen haben bisher im Kontext des Schulunterrichts oder auch bei der Teilnahme an öffentlichen Gedenkfeiern die Erfahrung gemacht, dass sie mit einer spezifischen Erwartungshaltung konfrontiert werden, was sie zu äußern und wie sie sich zu verhalten haben. Ein multiperspektivisches sowie ergebnisoffenes Arbeiten zur jüdischen Geschichte und zur Zeit des Nationalsozialismus ist meist nicht möglich. Es ist oft wenig Raum für kontroverse Meinungen und Diskussionen und das obwohl Schüler*innen meist zugleich in mehreren Fächern parallel mit dem Nationalsozialismus und der Shoah konfrontiert werden. Es also durchaus Zeit für verschiedene Betrachtungsweisen gäbe. Stattdessen werden jedoch meist ausschließlich Fakten parallel mit der moralischen Botschaft »nie wieder« vermittelt. Eine echte Auseinandersetzung mit der Shoah und was daraus für die Zukunft abzuleiten ist, erscheint so erschwert.¹⁷

Uns war es daher wichtig den Jugendlichen zu zeigen, dass auch beim Thema Shoah und Erinnerungskultur kritische Diskussionen, ein multiperspektivisches Arbeiten sowie das Finden eigener Zugänge möglich sind.¹⁸ Durch aktive Aneignungsprozesse von verschiedenen, auch jüdischen Perspektiven (auch im direkten Gespräch) und die Entwicklung eigenständiger Deutungen und Bewertungen haben wir einen neuen Denkrahmen für die Schüler*innen eröffnet. Interessanterweise findet dieser Prozess in erster Linie über die Diskussion der Gestaltung der Ausstellungselemente und der inhaltlichen Schwerpunkte zu den Themen Nationalsozialismus und Shoah statt. Über das Aushandeln der visuellen Darstellung von Gesellschaftsgeschichte und persönlichen Geschichten setzen die Jugendlichen sich damit auseinander wie und wieso dieser Teil der deutschen Geschichte öffentlich diskutiert und dargestellt wird. Sie kommentieren unsere konzeptionellen und gestalterischen Überlegungen. Je nachdem, was ihnen für die Gegenwart und die Zukunft wichtig erscheint, setzen sie eigene inhaltli-

17 Vgl. Dana Giesecke/Harald Welzer, *Das Menschenmögliche. Zur Renovierung der deutschen Erinnerungskultur*. Hamburg 2021, 20.

18 Bei antisemitischen und geschichtsrevisionistischen Äußerungen würden auch bei einer solchen Arbeitsweise von Seiten des Museumsteams Grenzen gesetzt werden. Das war im gesamten Prozess jedoch noch nicht notwendig.

che und darstellerische Schwerpunkte. Dadurch wird die Konstruktion von Geschichte in einer musealen Ausstellung erlebbar.

Die von den Jugendlichen erarbeiteten Vermittlungsstationen haben gezeigt, dass sie inzwischen ein breites inhaltliches und ein gutes methodisches Wissen zur Konzeption von Ausstellungen besitzen. Ihnen ist es gelungen, zu einem historischen oder gegenwärtigen Thema die Kernbotschaften für Museumsbesuchende zu identifizieren und die Gegenwartsrelevanz herauszuarbeiten. Die durch Kreativmethoden im Prozess erarbeiteten Ideen konnten in die Entwicklung dieser Vermittlungsstationen einbezogen werden. Ebenso hat sich gezeigt, dass durch den ersten Workshop die Grundlagen dafür gelegt wurden, dass es den Schüler*innen möglich ist, aus dem im Schulalltag üblichen Denkweisen auszubrechen und kreativ Ideen auszuarbeiten. Das wurde besonders während des Gestaltungsworkshops im September 2021 im Museum sichtbar.

Für uns als Museumsteam ist deutlich geworden, dass die Anbindung an die Institution Schule richtig und wichtig war. Trotz der schwierigen Umstände während der Pandemie mussten wir das Projekt weder pausieren lassen, noch beenden. Wir sind den Schüler*innen, dem Lehrer sowie der Schulleitung sehr dankbar dafür, dass sie alles darangesetzt haben, damit wir weiter zusammenarbeiten konnten. Die oben skizzierten Mehrwerte, die wir uns durch die Kooperation mit der Schule erhofft haben, haben sich alle erfüllt. Die Unterstützung des Lehrers stellt eine sehr hilfreiche Entlastung für das Museumsteam dar.

Diese ersten Beobachtungen sind als Zwischenergebnisse zu werten, da das Projekt, wie oben erwähnt, noch nicht beendet ist. Daher ist es auch nicht sinnvoll, an dieser Stelle bereits ein Fazit über das Projekt ›Schule macht Museum‹ zu ziehen. Was wir jedoch bereits festhalten können, sind zwei für uns sehr wichtige Erkenntnisse. Erstens: Die Zusammenarbeit mit Fokusgruppen und weiteren Beteiligten (siehe Anm. 10) bedeutet ein deutlich erhöhtes Arbeitsaufkommen. Der Koordinierungsaufwand, der über die reine Organisation von Terminen weit hinausgeht, ist nicht zu unterschätzen. Hinzu kommt die Mehrbelastung des Museumteams, wenn die eigenen Ideen und das bestehende Konzept immer wieder durch Externe infrage gestellt, kritisiert oder ergänzt werden. Das ist aus unserer Sicht nur machbar, wenn sich alle im Team als Lernende verstehen und bereit dazu sind, die eigenen Ideen und auch die eigene Haltung zu reflektieren und Vielfalt als Gewinn verstehen. Gleichzeitig ist es notwendig eine klare Struktur sowie ein festes Ziel (die oben skizzierte Vision) zu haben, vor dessen Hintergrund die Beiträge der verschiedenen Beteiligten immer wieder reflektiert werden können, um so ergebnis- und fortschrittsorientiert zu arbeiten. Zweitens darf nicht unterschätzt werden, wie gewinnbringend die Perspektivenvielfalt für das Projekt und alle Beteiligten ist. Ohne jetzt schon zu wissen, wie das Ergebnis aussehen wird, sind wir sehr sicher, dass die neue Dauerausstellung im Jüdischen Museum sehr davon profitieren wird.

Autor*innen

Jonas Kuhn

Leitung Jüdisches Museum in Rendsburg. Seine Arbeits- und Forschungsschwerpunkte sind jüdische Geschichte in Schleswig-Holstein, Erinnerungskultur zur Schoa, Partizipation im Museum und die Rolle und Funktion von Jüdischen Museen in Deutschland.

jonas.kuhn@landesmuseen.sh

Mirjam Gläser

Bildung und Vermittlung im Jüdischen Museum in Rendsburg. Ihr Arbeitsschwerpunkt liegt im Umgang mit gesellschaftlicher Diversität im Kontext von rassismus- und antisemitismuskritischer Bildungsarbeit.

mirjam.glaeser@landesmuseen.sh